

250 Jahre Appenzeller Kalender : ein Beitrag zur Literatur des kleinen Mannes

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **62 (1972)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

250 Jahre Appenzeller Kalender

Ein Beitrag zur Literatur des kleinen Mannes

Georg Thürer

Das Land Appenzell hat nur einen seiner über zwanzig Bundesbrüder als Nachbarn. Der Stand St.Gallen umgibt es rundherum. Dieser St.Galler Ring ist dort am schmalsten, wo die Appenzeller Grenze auf einen Flintenschuß nahe an den Bodensee herankommt. Das ist in der Gegend von Rorschach der Fall. Daher ist dort die Nachbarschaft auch besonders eng. Unter den Appenzellern, die man in den Rorschacher Bürgerhäusern und auf den Bauernhöfen des Rorschacherberges schon im 18. Jahrhundert gar gut kannte und schätzte, ist der «Appenzeller Kalender» vornedran zu nennen. Er hatte seinen festen Platz, entweder auf dem kleinen Bücherbrett, wo er sich an Bibel und Gesangbuch anlehnte, oder gar in einem eigenen Rahmen, wie man ihn noch dutzendorf antrifft, und wo man in den Stuben stutzt und sich fragt, ob man den Kalender eher zu den Büchern oder aber zu den Bildern zählen soll – so schmuck ist der Kalenderrahmen und so altertümlich-schön das Titelblatt. Gehörten die Heilige Schrift sowie Gesang- und Gebetbücher zum geheiligten Bestand des Hauses, so war der Kalender der volkstümliche Ratgeber in weltlichen Dingen. Man schlug ihn immer wieder auf, um zu erfahren, ob das Kalenderzeichen oder «Wedel» gut sei, um zu heuen oder zu holzen, zu pflügen und zu pflanzen sowie – zumal in früherer Zeit – um die Haare zu schneiden oder sich zu Ader zu lassen. Man erfuhr, was der sogenannte «Hundertjährige Kalender» über die Witterung voraussagte, und, jedenfalls zuverlässiger, ob man frühe oder späte Ostern feierte, wann Neumond und Vollmond sei und wann und wo die nächsten Märkte stattfanden. Am Altjahrabend hätte man den alten Kalender wegwerfen können. Aber eine mit heißen Wangen gelesene Geschichte oder ein fesselndes Bild bewogen die Familie doch, alten Kalendern noch ein Gnadenplätzchen im Kasten oder

auf dem Estrich zu gönnen. Vielleicht bestimmte der Schulmeister den Kalender, den er ja in den meisten Häusern wußte, auch zum Lesebuch in der Schule, denn lange noch gab es keine andern oder gar unentgeltlichen Lehrmittel. So war der Kalender eben auch die Bibel, in welcher die Kinder herum-buchstabierten.

Kurz und gut, wirft man in der heute bevorzugten soziologischen Betrachtung die Frage auf, was zur Goethezeit, einbezogen die Generation vor und nach dem Weimarer Dichterkönig, in den einfachsten Häusern der Nordostschweiz an Lesestoff vorhanden war, so wird man den 1721 gegründeten «Appenzeller Kalender» mit Gewinn zu Rate ziehen. Wer die lückenlose Reihe von 250 Kalendern durchblättert, gewinnt vielerlei Einsicht in das äußere und innere Leben der schlichten Leute, welche im Laufe von beinahe zehn Generationen bei Kienspan und Öllicht oder Kerzenschein und später bei Petrolampe und Glühbirne lasen, was der treue Hausfreund berichtete. Glaube und Aberglaube, Handel und Wandel, Ängste und Hoffnungen des einfachen Volkes spiegeln sich ja im Kalender. Je sicherer er den Volkston traf und Bescheid über das im tagtäglichen Leben Wichtige erteilte, um so lieber kaufte und las man ihn.

Vom alten Wunsch, die kommende Zeit einzuteilen

Das Wort «Kalender» bezeichnet nicht nur das alljährlich erscheinende Buch mit dem Verzeichnis der Monate, Wochen und Tage samt astronomischen Angaben, sondern die Zeitrechnung überhaupt. Man hört es dem Worte noch an, daß es ein Fremdwort ist. Es wurde aus dem mittellateinischen Wort *calendarium* oder *calendarium* gebildet, was etwa «Zeitweiser durch das Jahr» bedeutete.

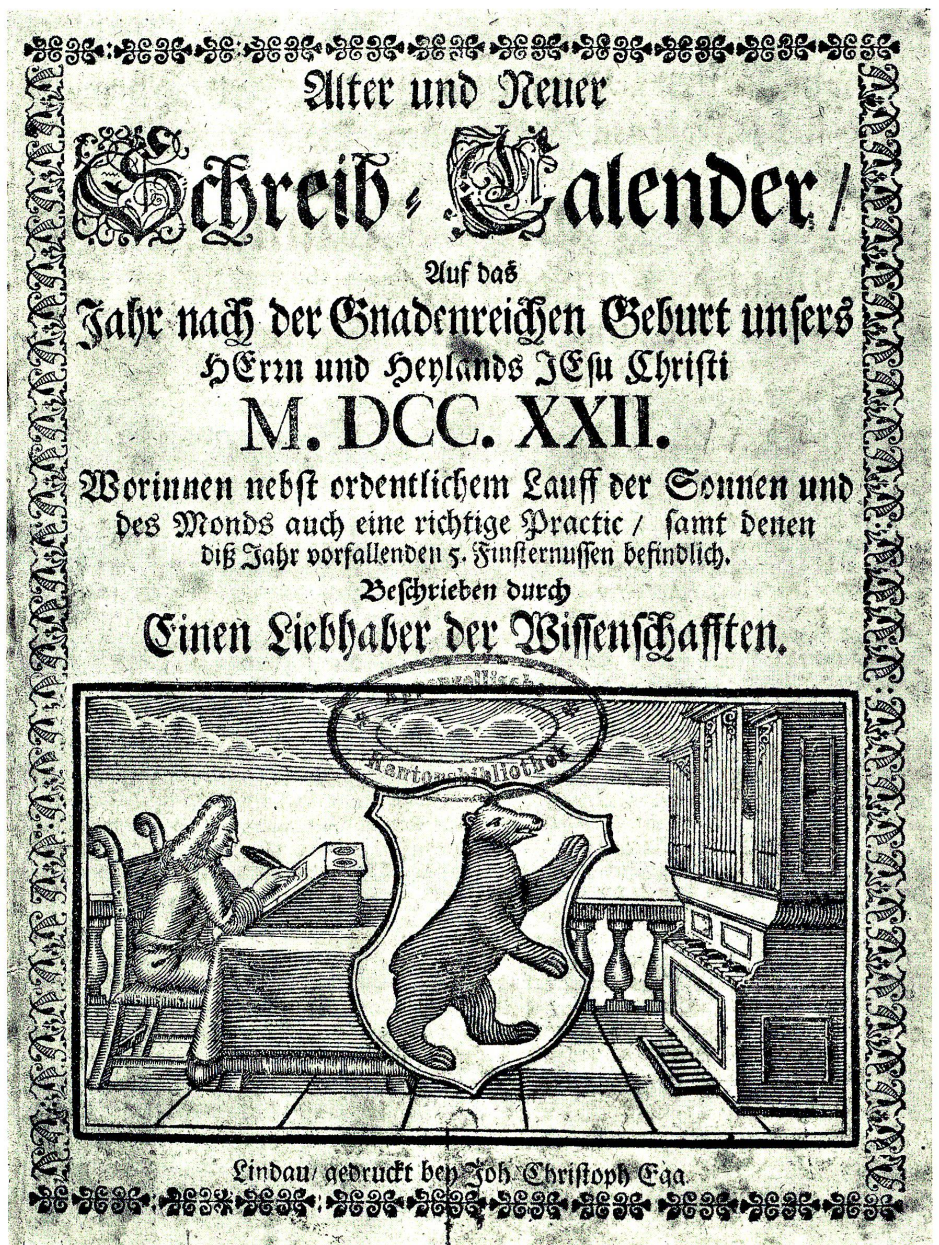
Die alten Römer nannten den ersten Tag des Monats calendae, woran noch der Chalanda Mars der Engadiner erinnert, denen die Knaben am 1. März (das war das römische Neujahr!) mit Glocken, wie sie uns vom Schellen-Ursli her bekannt sind, die neue Zeit einläuten.

Schon früh merkten die Menschen, daß sich der Stand der Sonne im Laufe einer bestimmten Zeit wiederholte und daß auch der Mond seine regelmäßig wiederkehrenden Phasen hatte. Die Ägypter hatten schon im vierten Jahrtausend vor Christi Geburt ihre Zeitrechnung auf Grund der Wiederkehr der Gestirne in bestimmte Stellungen eingerichtet. Julius Cäsar übernahm den ägyptischen Kalender, der bereits den Schalttag kannte, für das ganze römische Weltreich, und seither nannte man ihn den Julianischen Kalender. Da er nicht ganz genau war, führte Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 eine Kalenderreform durch, wonach in vierhundert Jahren drei Schalttage ausfallen. Da man die inzwischen eingetretene Verspätung aufholen wollte, wurde ein Sprung von elf Tagen nach vorn angeordnet.

Zweierlei Zeitrechnung im konfessionellen Zeitalter

Während die katholischen Orte diesen sogenannten Gregorianischen Kalender von 1582 schon in den folgenden Jahren einführten, ließen sich die evangelischen Stände im konfessionell überhitzten Zeitalter natürlich von Rom nichts vorschreiben, selbst wenn es wissenschaftlich begründet war. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts, nachdem die Verspätung auf 13 Tage angewachsen war, verstanden sie sich dazu, den neuen Kalender auch einzuführen. Noch länger dauerte es, bis die Länder der Ostkirche diesen Schritt vollzogen. Rußland änderte seinen Kalender 1918, Griechenland 1923, während Japan sich schon 1873 Westeuropa und Amerika angeglichen hatte. Während die christlichen Kalender vom Sonnenjahre ausgehen, halten sich der jüdische und der mohammedanische Kalender an das Mondjahr.

Unser Appenzeller Kalender hatte also etliche Jahrzehnte hindurch mehr als einen Kalender aufzustellen. So wurde in seiner Frühzeit (1744) die Frage aufgeworfen: «Wieviele Ostern gibt es in diesem Jahre?» Und die Antwort lautete: «Drei, nämlich nach dem alten Kalender am 25. März, nach dem neuen am 5. April und nach dem verbesserten Regensburger Kalender am 29. März.»



Titelblatt des ältesten Appenzeller Kalenders (1722).

Wenn auch der letztgenannte für die Gegenden südlich des Bodensees wenig Bedeutung hatte, so mußte man doch bei allen beweglichen Festen angeben, wann die katholischen Rorschacher und wann die evangelischen St.Galler Stadtbürger ihre Ostern feierten. In paritätischen Gegenden wie z. B. in Glarus oder Graubünden hatte man generationenlang zwei Kalender nebeneinander, was zu lästigen Doppeldatierungen nötigte. Noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein vermerkte der Appenzeller Kalender z. B. bei Bündner Märkten, ob sich das Datum auf den alten oder den neuen Kalender beziehe. Ja bis ins Jahr 1958 führte er im Kalendarium beide Kalender auf, wonach das Neujahr 1958 des neuen auf den 14. Jänner des alten Kalenders fiel. Am ehesten fanden sich die jungen Leute mit der Tatsache ab, daß es eine «alte» und «neue» Fasnacht gab. Man nannte sie auch etwa Bauern- und Herrenfasnacht, und sie haben sich da und dort bis heute erhalten, wie sich auch die Urnäser Silvesterkläuse den alten Schlußtag des julianischen Kalenders nicht nehmen ließen.

Von ältern und andern Kalendern

Sollte ein Kalender weitherum verbreitet werden, so mußte man ihn in großer Zahl herstellen und wohlfeil verkaufen können. Diese beiden Bedingungen waren mit der Erfindung des Papiers und der Buchdruckerkunst erfüllt. Es ist kein Zufall, daß schon Johannes Gutenberg mit dem Druck von Kalendern begann. Im Jahre 1448 gab er seinen «Astronomischen Kalender» heraus, dem er später noch vier weitere folgen ließ. Diese ersten gedruckten Kalender waren weder Hefte oder Bände noch Blöcke mit abzureißenden Zetteln, sondern Einblattdrucke. Die Sonn- und Festtage aber waren darin – wie heute noch in unserm Appenzeller Kalender – durch roten Druck hervorgehoben. Auch der St.Galler Drucker Leonhard Straub stellte im späten 16. Jahrhundert solche «Zeitafeln» her. Dabei stand über seinem Kalender von 1579 ein Unstern. Er schmückte das Blatt mit den Wappen der dreizehn alten Orte. Scharfe Appenzeller Augen entdeckten – o Schreck! –, daß ihr Wappentier kein mannhafter Bär, sondern – eine Bäarin war. Sie erblickten im Wegbleiben des Manneszeichens einen Angriff auf die Mann- und Wehrhaftigkeit des Bergvolkes, und um diese vor Augen zu führen, drohten sie mit einem Kriegszug nach St.Gallen, wenn «man ihnen

ihr ehrlich Panner und Bären nicht recht mache». Einen solchen Putsch wollten die St.Galler Bürger denn doch nicht gewärtigen. Der Abt wurde um die Vermittlung gebeten, und nachdem der arme Drucker Abbitte geleistet und der beanstandete Kalender eingestampft war, knurrte der Appenzeller Bär nicht mehr.

Ist der Appenzeller Kalender heute auch weit und breit der älteste, so ist er doch nicht der einzige, besitzt er doch im gleichen Halbkanton Außer-Rhoden im «Häädler Kalender» einen Genossen. In st.gallischen Landen vermochte sich kein ebenbürtiger Konkurrent zu halten, so wenig als einst im Lande Glarus ein St.Fridolins-Kalender. Dafür hat es im Kanton St.Gallen eine stattliche Reihe von Neujahrsblättern, Jahrbüchern und Almanachen, welche die angestammten Aufgaben eines Kalenders auch erfüllen, aber nur teilweise. Hingegen ist der «Bündner Kalender» in seinem dunkel-rosenroten Umschlag ein treuer Hausfreund im Land der 150 Täler geworden und geblieben, und der Verfasser dieser Studie hat es auf den einsamen Bauernhöfen seiner Großeltern über dem Rhein und der Albula erlebt, was für ein Leseschatz eine Beige solcher Kalender für ein heranwachsendes Kind sein kann. Erwähnen wir in der Flut der Kalender, welche uns jedes Jahr ein paar Tage früher die neue Ausgabe ins Haus bringt, noch den wohl verbreitetsten und berühmtesten. Der «Lahrer Hinkende Bote», welcher im Jahre 1801 erstmals erschien, übernahm seinen merkwürdigen Namen nach dem Vorbild des 1677 gegründeten «Basler Hinkenden Boten». Der auf dem Titelblatt dargestellte Stelzfuß zeigte einen Mann, der – behindert, wie er war – wohl Zeit zum Verweilen und Plaudern hatte. Jedenfalls wurde der «Hinkende Bote» aus der Schwarzwaldstadt Lahr ein vertrauter Begriff bei «Bürger und Landmann». Im Jahre 1858 wurde eine Auflage von 100 000 und um die Jahrhundertwende gar eine solche von über einer halben Million gedruckt. Auf ein stattliches Alter kann der in Bern erscheinende «Historische Kalender oder Hinkende Bot» zurückblicken; er steht bereits im 244. Jahrgang. Der berühmteste Kalender aber war der «Rheinische Hausfreund», welcher dem alemannischen Dichter Johann Peter Hebel (1760–1826) anvertraut wurde. Erst hatte man ihn nur um Weisungen gebeten, wie ein volkstümlicher Kalender zu gestalten sei. Sein Gutachten fiel aber so ansprechend aus, daß man ihm gleich die Schriftleitung übertrug. Er seufzte zunächst erst über die

neue Bürde, bis er entdeckte, daß er in Gedanken ein Ackerfeld umschritten hatte, wo die Garben seiner unvergleichlichen Kurzgeschichten geschnitten werden konnten. Kein Geringerer, als Cotta, der Verleger unserer Klassiker, klopfte eines Tages bei ihm an mit der Bitte, er möge seine besten Kalendergeschichten im «Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds» sammeln. Man braucht ja nur ein paar Titel wie «Kannitverstan» oder «Unverhofftes Wiedersehen» oder «Der geheilte Patient» zu nennen, um sich zu vergegenwärtigen, mit welchem Recht diese Edelsteine der Erzählkunst in die Weltliteratur und in die Lesebücher unserer Kinder eingegangen sind. Auch der Appenzeller Kalender tat dann und wann seinen Griff ins Schatzkästlein, ohne seinen Lesern zu melden, wo er den «Hebel» ansetzte, d. h. zu sagen, wem er zum Beispiel die famose Geschichte von jenem reichen Amsterdamer, die er 1842 veröffentlichte, eigentlich verdankte. Man wußte eben noch wenig von Urheberrechten, und eine gute Geschichte, ob man sie nun mündlich, handschriftlich oder gedruckt weitergab, erschien Herausgebern und Lesern als Freigut wie Luft und Sonne.

Vom abenteuerlichen Leben des Kalender-Gründers Johannes Tobler

Am Anfang eines rechten Werkes steht in der Regel ein tüchtiger Kopf. Der Beginn des «Appenzeller Kalenders» bestätigt diese Regel. Man hat es nie vergessen. Noch heute steht der Name des geistigen Urhebers auf dem Titelblatt des «Appenzeller Kalenders», worauf man liest: Gegründet von Johannes Tobler, Mathematicus. Wer war dieser wagemutige und fähige Mann? Es war eine Pionier-Natur, die es in sich hatte, in Neuland vorzustößen.

Johannes Tobler kam im Jahre 1696 zu Rehetobel im Appenzeller Vorderland zur Welt. Seine für einen Kalendermacher unerlässlichen Kenntnisse der damaligen Mathematik und Astronomie eignete er sich im Selbstunterricht an. Mit 25 Jahren traute er sich den großen Wurf zu. Mit barockem Schwung und Wortschwall – denn wehe, wenn ein Lobwort oder ein Titel fehlte! – schrieb er am 11. August 1721 die Widmung an seine Behörde. So entbot der sonst gar nicht förmliche Jüngling Gruß und Wunsch «denen hochgeachteten, hoch- und wohlledlen, ehrenfesten vürnehmen, vorsichtigen und wohlweisen Herren Landammann und Räten in

den usseren Rhoden des Landes Appenzell». Am Schlusse der langatmigen Widmung meldete sich aber bereits der Aufklärer. Er wünschte seiner Regierung nämlich, daß sie «von oben herab» mit Weisheit und Verstand gesegnet sei, «denn wohl dem Menschen, der Weisheit findet und dem Mann, der Verstand bekommt!».

Seine Mitbürger sahen den jungen Johannes Tobler mit diesen Gottesgaben in hohem Maße ausgerüstet, wurde er doch schon mit 27 Jahren in den Gemeinderat und bereits nach fünf Jahren zum Gemeinde-Hauptmann gewählt, wie man in Außer-Rhoden heute noch das Oberhaupt der Gemeinde nennt. Ja alsobald stieg er selbst in die hohe Regierung auf: die Landsgemeinde wählte ihn, als er kaum die Mitte seiner Dreißiger-Jahre erreicht hatte, zum Landesführer und zum Landeshauptmann. Dann aber folgte gleich das Verhängnis, nicht nur ein Abstieg, sondern ein unheimlicher Sturz. Was war geschehen?

Damals herrschte im Appenzeller Stände Außer-Rhoden ein grimmiger Zwist zwischen zwei Parteien, nämlich den sogenannten «Harten», die sich im Landesteil hinter der Sitter zusammentaten, und den sogenannten «Linden» im vordern Landesteil. Der heiße Streit dieses «Landhandels» hatte sich über der Frage entzündet, ob sich der Landrat bei seiner Zustimmung zu einem Friedensvertrag nach den Toggenburger Unruhen zu nachgiebig gezeigt habe oder nicht. Eine außerordentliche Landsgemeinde sollte einberufen werden, um den Entscheid zu fällen. Sie fand am 20. November 1732 in Teufen oberhalb der Kirche statt. Die «Harten» gewannen die Oberhand. Es war Toblers Schicksalstag. Er war im Lager der «Linden» und damit bei den Verlierern. Als er im Jahre danach als Bote der «Linden» die Eidgenossen um Beistand bat, wurde er von den Siegern, welche sich eine solche Einmischung verboten, sozusagen geächtet, indem er zeit lebens für unfähig erklärt wurde, je wieder in Rat oder Gericht zu sitzen.

Da räumte Johannes Tobler das Feld. Mit rund hundert andern Appenzellern suchte und fand er für sich, seine Frau und seine sieben Kinder in Nordamerika eine neue Heimat. Wieder einmal galt der Prophet nichts in seinem Vaterland. Jenseits des Ozeans aber wußte man seine Gaben besser zu schätzen. In Südkarolina, das wie die übrigen Kolonien am Atlantik damals noch dem englischen Königreiche unterstand, stieg er zum Königlich Großbritannischen Friedensrichter empor. Nicht ohne berechnete Ge-

Denen
Hochgeachteten / Hoch- und Wohl- Edlen / Ehrenve-
sten / Frommen / Fürnehmen / Vorsichtigen und
Wohl- Weisen HERREN

**Herrn Land- Ammann und
Rath in dem ausseren Rhoden des Lands Ap-
penzell: Meinen Hochgeehrten Gebietenden Gnä-
digen Herren und Oberen.**

Mit Wünschung eines Glückseligen / Fried- und Freudens-
reichen Neuen Jahrs / glücklicher Regierung / und alles erspriesslichen Wolgergehens zuvor
Der GEM allrer Herren lasse unser Land vorbaß seyn / ein Land der Gnaden / des Seegens /
der Freyheit und des Friedens: Er seegne Euch von oben herab mit Weisheit und Ver-
stand / dann wohl dem Menschen / der Weisheit findet / und dem Mann / der Verstand bekommt.
Geben im Rhodobel / den 11. Augustmonat 1721.

Ew. Hochgeachteten W. G. E. F. F. und Wohlweisen Herren

D. W. Johannes Tobler.

ngutung schrieb er fast zwanzig Jahre nach seinem Wegzug in seinem Kalender: «Mein Name und Stand sind allhier nicht so verachtet wie bei Euch.» Tobler besaß mehr Wiesland als die sieben reichsten Appenzeller Bauern zusammen, nämlich ein Besitztum, das in der Länge eine ganze und in der Breite fast eine halbe Stunde maß, darauf viel Vieh und auch Neger, welche seiner Familie bei der Bestellung des Bodens halfen. Einer seiner Söhne holte mit einem eigenen Schiffe Waren für einen Kaufladen, ein anderer Sohn arbeitete in der nahen Schmiede, welche neben Grobschmiedwerk auch Feinmechanik, z. B. die Ausbesserung von schadhafte Uhren, besorgte. Dennoch ermunterte Vater Johannes Tobler seine Landsleute daheim nicht zur Auswanderung. «Ich weiß wohl, daß sonderlich die Appenzeller dem Heimwehe stark unterworfen sind. Es mag ihnen so wohl gehen, als es will, so meinen sie, es wäre bei ihnen besser und denken allezeit an ihre lustigen Tage. Und wenn es ihnen nicht nach Wunsch oder nach ihren Springjahren gehet, so geben sie dem Land und nicht dem zunehmenden Alter schuld!»

Auch der zweite Kalendermann — ein ganzer Mann!

Die Auswanderung des Gründers und Herausgebers brachte nicht das Eingehen des Kalenders mit sich. Tobler berichtete in seinem Rückblick von 1753 darüber: «Weilen

es aber dem Höchsten gefallen, mich aus meinem sonst lieben Vaterland auszuführen und in ein anderes mir liebes, mein Carolinaland zu führen, so habe ich die Calender-Schreiberei dem wohlherwürdigen Herrn Pfarrer Walser zum Speicher, meinem Herzensbruder, überlassen.» Während Tobler keine akademische Bildung besaß, hatte der hochgelehrte Pfarrer Gabriel Walser von Teufen (1695–1776) reiche Studienjahre hinter sich. In Basel und an vier deutschen Universitäten hatte er sich eine umfassende Bildung erworben. Nun arbeitete er im Dorfe Speicher am Abschluß seiner berühmten «Appenzeller Chronik», die 1740 in St. Gallen gedruckt wurde. Er zeichnete auch die beigegebene Appenzeller Landkarte, wie er überhaupt zu den gesuchtesten Kartenzeichnern seiner Zeit gehörte. Einen besondern Namen machte er sich auch als Erforscher des Säntisgebirges. Dieser weltoffene und nach seinen religiösen Betrachtungen fest im Glauben stehende Mann betreute den Appenzeller Kalender, bis er 1745 außer Landes, nämlich nach Berneck im Rheintal, zog. Wer sollte nun in die Lücke springen? Es war kein anderer als der Gründer in Übersee, der sich seines Kindes wiederum annahm. Und so stehen wir vor der seltsamen Tatsache, daß in der Mitte des 18. Jahrhunderts der bodenständige Appenzeller Kalender eine Reihe von Jahren im fernen Amerika redigiert wurde. Wiederum tat es Johannes Tobler mit Geschick, so daß die Zahl der Käufer beständig zunahm. Aus dem Verzeichnis der Marktorte darf man schließen,

daß der Kalender nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Elsaß, in Süddeutschland und im Vorarlberg seine eifrigen Leser hatte. Die Auflage stieg bald auf über 50 000 Stück. Es wurden also vor zweihundert Jahren mehr Appenzeller Kalender verkauft, als heute der Kanton Appenzell Außer-Rhoden Einwohner aufweist.

Der Appenzeller Kalender wird ein Familien-Unternehmen

Johannes Tobler, der 1778 im Alter von 82 Jahren in New-Windsor starb, lieferte bis in sein 70. Jahr Beiträge an seinen Appenzeller Kalender, für welchen er natürlich hierzulande einen Vertrauensmann haben mußte, der mit der Zeit die gesamte Arbeit besorgte. Unter der Familie Sturzenegger von Trogen fand der Kalender den Druckort, wo er nun seit über 200 Jahren herauskommt. Der «Vorbericht» des Kalenders aus dem Jahre 1809 meldet uns die Geschlechterfolge dieser Drucker-Dynastie, in der Großvater, Vater, Sohn und Enkel Ratsherren waren. Ulrich Sturzenegger (1741–1781), ein Bauernsohn und Autodidakt wie der Gründer Tobler, nahm seine Kalenderarbeit als «Liebhaber der Mathematik» im Jahre 1746 auf und fügte den offenbar zügigen Namen «Hinkender Bote» hinzu. Er errichtete im Jahre 1766 eine eigene Druckerei. Sein Sohn Mathias (1751–1807) setzte das Werk fort und wurde dabei von seinem ältern Bruder Michael unterstützt, welcher den Kalender, der in der Umbruchszeit von 1800 «Der große Historische Helvetische Staatskalender» hieß, mit historischen Aufsätzen und Angaben bereicherte. Unter dem Brüderpaar erreichte der Appenzeller Kalender in verschiedenen Formen eine Gesamtauflage von 60 000 Stück. Als Mathias Sturzenegger 1807 einem Steckfluß erlag, übernahm sein Sohn Hans Ulrich Sturzenegger (1785–1842) das Erbe. Es mag sein, daß ihn die Ämter eines Gemeindegeschreibers und eines Gemeindegewaltmanns gelegentlich dem Schaffen am Kalender entzogen, der indessen 1835 immer noch die stattliche Auflage von 40 000 Exemplaren aufwies. Mit über siebenzig Jahren nahm er Johannes Sturzenegger als mitzeichnenden Redaktor auf; das war wohl sein Sohn, der von 1815 bis 1871 lebte und es bis zum Präsidenten des Kleinen Rates im Landesteil vor der Sitter brachte. Zwanzig Jahre war er alleinverantwortlicher Herausgeber, bis im Jahre 1861 Johannes Schläpfer (1814–1872) an



Johannes Tobler (Kal. 1971).

seine Seite trat. Dieser in Teufen geborene unternehmende Mann hatte schon mit zwanzig Jahren die Druckerei in Trogen gekauft, aus deren Presse neben dem Appenzeller Kalender 1835 bis 1853 auch die «Appenzeller Zeitung», das «Appenzellische Monatsblatt» und die «Appenzeller Jahrbücher» hervorgingen. Die Gemeinde Trogen verlieh 1870 dem angesehenen Manne das Ehrenbürgerrecht. «Der Kalender lag ihm besonders am Herzen, und er scheute keine Kosten um ihn zu verbessern und dem Volke eine gesunde Speise darzubieten.»

Im Todesjahre Schläpfers (1872) erwarb Ulrich Kübler die Offizin. Im Jahre 1908 gingen Druckerei und Verlag an seinen ältesten Sohn Otto Kübler über. Damals kostete der Kalender 50 Rappen, halb so viel wie ein Pfund Fleisch, das doch bald verschluckt sei, während der Kalender sich volle zwölf Monate als nötiger und dienstfertiger, geschichtskundiger und gelehrter und obendrein noch lustiger und bescheidener Begleiter bewähre. Diese Empfehlung des Kalendermannes überzeugte. Die Auflage stieg auf 80 000 Stück. Aus der Familie Kübler kam der Kalender schließlich am 1. Mai 1946 in die Familie Meili. Die Buchdruckerei Fritz Meili betreut seither die Herausgabe und Hermann Meili die Redaktion als würdiger Fortsetzer der bewährten frühern Kalenderleute.

Die Practica und der «hundertjährige Kalender»

Der Kalender heißt in mancher Mundart auch die «Brattig». Dieser merkwürdige Ausdruck kommt von den Pratica, d. h. von den Ratschlägen des Kalenders über das praktische Verhalten. Der Bauer wollte von ihm erfahren, wann es z. B. empfehlenswert war, zu «schröpfen», d. h. durch Aderlaß eine erhebliche Menge Blut abzuzapfen. Das besorgte gewöhnlich der Feldscher oder Bader, Vorläufer unserer Ärzte – oder Naturärzte. Diese Anweisungen nahmen jahrzehntelang einen sehr wichtigen Platz im Kalender ein. Erst im Jahre 1859 meldete sich eine sehr entschiedene Gegnerstimme zum Worte. «Möchten doch alle, die diesem Mißbrauch im Aderlaß huldigen, wohl überlegen, bevor sie das nächste Mal wieder dazu schreiten, daß das Blut, welches sie zu verspritzen im Begriffe stehen, für den Körper das ist, was der Frühlingsaft für den Baum!» Bis auf den heutigen Tag aber spukt noch der Zauber des «Hundertjährigen Kalenders». Er geht auf die willkürliche Annahme zurück, daß sich das Wetter nach hundert Jahren wiederhole. Die runde Zahl hatte es offenbar an sich und in sich. Mochte der Irrtum auch tausendmal offensichtlich sein – man traute dem Kalender doch zum 1001. Male. «Und es isch halt doch näbis dra!» Nur selten einer wollte den Kalender selbst eines Bessern belehren wie jener biedere Glarner Bauer, der in blindem Vertrauen auf schönes Wetter, das ihm der Kalender vorhersagte, seine große Wiese mähte und dann angesichts des hereinbrechenden Landregens mit dem Kalender auf sein Schindeldach stieg und ihn wütend in der strömenden Flut aufweichte, damit er selber sehe, was für ein Wetterprophet er gewesen sei. Wenn es noch einer Widerlegung bedarf, so sei sie dreifach erbracht. Einmal entsprechen sich die «hundertjährigen Voraussagen» im Laufe der überprüfbareren Jahrhunderte gar nicht – die Kalender widersprechen sich also wie die Astrologen. Zweitens sind diese Voraussagen so allgemein gehalten, daß der gutwillig Gläubige in unserer Gegend mit ihren rasch wechselnden Wetterlagen meistens noch etwas Stimmendes herausbringen kann. Und drittens werden ganz extreme Witterungsverhältnisse kaum oder doch nur so häufig, als es die Wahrscheinlichkeitsrechnung ohnehin mit sich brächte, einigermaßen richtig prophezeit. Nehmen wir ein Beispiel! Wir erinnern uns noch gut an die abnorm bissige Kälte im ersten Drittel des

Monats März 1971. Was gab nun für diese Zeit der «Hundertjährige» an Allerweltsweisheit von sich? Recht allgemein heißt es da: Auf kaltes nebligtes Wetter folgt wärmeres. Mitunter sonnige Tage! Harmloser und hübscher sind die handfesten Wetterregeln, zum Beispiel eine Losung aus dem Jahre 1843:

Wenn es nicht vorwintert,
so wintert es nach.

Also: Grüne Weihnacht – weiße Ostern.

Oder aus dem 18. Jahrhundert:
Märzenstaub bringt Gras und Laub.

Bleiben die Schwalben lange,
Sei vor dem Winter nicht bange.

Donnerts im September noch,
Wird der Schnee um Weihnacht hoch.

Und was sollte ein so träfer Spruch aus dem Kalender des Jahres 1759 nicht stimmen: Wer im Hew (Heuet) nicht gabelt,
im Schnitt nicht zappelt,
im Lesen nicht früh aufsteht,
die siehe zu, wie es im Winter geht.

Auf manchen Leserlippen mag nun die Frage schweben, ob denn die Herausgeber selber an die Voraussagen aller Art glaubten, wie sie damals herumschwirrten. Diese Frage dürfen wir jedenfalls für die ersten verantwortlichen Redaktoren des Appenzeller Kalenders rundweg verneinen. Johannes Tobler warnte sogar ausdrücklich vor «dieser faulen Sach» und allen abergläubischen «Lügenmäulern», «sintemalen kein Mensch auf der ganzen Welt etwas Gewüsses von Zukünftigem sagen kann. Und dennoch ist dies Voraussagens kein Ende.»

Wenn spätere Herausgeber dem Bedürfnis der unaufgeklärten Leserschaft eher entgegenkamen, so wußten sie sich allerdings in der guten Gesellschaft des hochgebildeten Johann Peter Hebel, der fand, ohne die astrologischen Practica und die Aderlaßmännchen komme der Kalendermann nun einmal nicht aus, und es sei besser, «den Geschmack des Publikums zu benutzen als zu beleidigen». Vor allem müßten, sagte er, wie im «Hinkenden Boten» spannende Geschichten in den Kalender aufgenommen werden, zum Beispiel «Politische Begebenheiten des vorigen Jahres, Mord- und Diebsgeschichten, verunglückter Schatzgräber- und Gespenster-spuk, Feuersbrünste, Naturerscheinungen,

edle Handlungen und witzige Einfälle, wozu möglichst meistens aus der eigenen neuesten Vaterlandsgeschichte». Es ist reizvoll zu sehen, daß der Appenzeller Kalender diese Ratschläge, die Hebel im Jahre 1806 handschriftlich seiner Behörde erteilte und die man in der Redaktionsstube in Trogen oben gewiß nicht kannte, größtenteils befolgte, ja Jahrzehnte zuvor schon entsprechenden Grundsätzen nachgelebt hatte.

Kalendergeschichten

Nach der umständlichen Geschichte des Kalenders hofft der geneigte Leser nun gewiß etwas von unterhaltsamen Kalendergeschichten zu vernehmen. Ja, da möchte der Chronist ihm gerne ein paar vergilbte Jahrgänge in die Hand geben und einfach sagen: Nimm und lies auf gut Glück! Bevor wir ihm wenigstens eine Probe aus dem vorletzten Jahrhundert bieten, seien aber doch ein paar allgemeine Betrachtungen angestellt. Eine Kalendergeschichte muß zunächst einmal kurz sein. Ein Leser, dem das Lesen schwerfiel (was bis ins 19. Jahrhundert hinein für die Mehrzahl galt), mußte sie «auf einen Sitz» zusammenknien, damit er sie nachher zum besten geben konnte. Es sollte ihr auch ein springender Punkt, die sogenannte Pointe, nicht fehlen. In den meisten Fällen erhöhte es die Spannung, wenn beim Lesen ein Grusel nebenher ging. So waren zum Beispiel Berichte von Scheintoten beliebt. Auch die Moritaten der alten Flugblätter mit den drastischen Darstellungen eines Mordes oder der Hinrichtung eines landbekannten Verbrechers sowie die Strophen, welche Bänkelsänger auf Jahrmärkten mit mehr oder minder dramatischem Geschick vortrugen, haben in der alten Kalendergeschichte ihr episches Gegenstück. Hatte der Erzähler aber die Hölle heiß gemacht, so sollte am Schlusse doch von einem Himmelsfenster her ein Sonnenstrahl der Gerechtigkeit aufleuchten. So wenig als im Märchen ertrug man einen durch und durch ungenuten Ausgang einer Handlung gerne. Dabei gelang es allerdings nur dann und wann einem Erzähler, die Moral so humorvoll-dichterisch zu umspielen wie weiland dem begnadeten Kalendermann Johann Peter Hebel. Gewiß könnte man aus dem Vierteltausend Appenzeller Kalender ein paar Dutzend spannende Kurzgeschichten zusammentragen, aber ein dichterisch gewichtiges Sammelbändchen, wie es Hebel in jenem «Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes» zusammenstell-



Glückliche Erschießung eines Bären (Kal. 1874).
 «In der Alp im Thal Gamperton, in der Gemeind Nänzig unter der Herrschaft Sonnenberg, zwischen Feldkirch und Bludenz, verspürte man zu Anfangs Augstmonat des ehvorigen Jahres 1782 einen Bären, von welchem man bemerkte, daß sich die allda befindenden Schaaf eher verminderten als aber vermehrten. Zuerst gewahr man ihn im Thal Brand, wo er unter 100 stuck Schaaf e einige zu seiner Nahrung aufzehrte, . . . »

te, dürfte man halt doch nicht erwarten. Dazu brauchte es eben eine Erzählgabe, die nur recht wunderselten aufblitzt. Sie ist nicht abwesend in einer Schmuggelgeschichte aus dem Jahre 1815, worin berichtet wird, wie ein Londoner Zollaufseher namens Tankred einem Kapitän auf die Schliche kam. Fuhr da ein Schiffsmann in den Hafen und erklärte, seine Frau sei an Bord gestorben. Ein Sarg wird an Land gebracht, und die Trauerfeierlichkeiten nehmen ihren Gang. Unser Tankred aber wittert einen Betrug. Er läßt das Grab unauffällig bewachen. Und siehe da: der angebliche Witwer und seine Helfer machen sich dort nachts zu schaffen. Wie sie aber dem Sarge kostbare Tücher und Spitzen entnehmen wollen, wird ihnen das üble Handwerk gelegt. Der Kapitän, der eine gottesdienstliche Handlung beansprucht und so schimpflich mißbraucht hatte, mußte nicht nur seine Schmuggelware, die statt der Leiche im Sarge lag, auf der Stelle hergeben, sondern obendrein noch einige hundert Taler Strafe bezahlen, «und seine vorgebliche Trauer verwandelte sich in wirkliche Trauer».

Vom Titel weg gut erzählt und von schmunzelnder Heiterkeit durchwoben ist die Erzählung «List über List» aus dem Jahre 1836. Ein Mann bemerkte, daß ihm mehrmals nachts aus der Tasche seiner an der Wand aufgehängten Hose Geld entwendet wurde. Da niemand in der Kammer schlief außer seiner Frau, fiel sein Verdacht auf sie. Als er ihr indessen seine Mutmaßung andeutete, pfauchte sie ihn an, was aber seine Zweifel in ihre Ehrlichkeit nicht verscheuchte. «Er sann demnach allen Ernstes darauf, sie zu entlarven, und sein Schutzgeist, wahrscheinlich ein ehemaliger Polizeigent, flüsterte ihm ein untrügliches Mittel ein.» Er sorgte dafür, daß in der Hosentasche nicht nur Geld, sondern auch «Kienruß» war. Die Frau vergriff sich, als ihr Gemahl in tiefem Schlafe lag, wiederum an der Barschaft und wischte sich dann mit der Hand den Schweiß, den ihr die Angst, ihr Mann könnte erwachen, immerhin getrieben hatte, von Stirn und Wangen. So sah sie der Mann frühmorgens mit geschwärztem Gesicht in den weißen Linnen. Sie fragte ihn scheinheilig: «Wie hast du geschlafen?» – «Nicht sonderlich», gab er zur Antwort. «Mir träumte, du habest nachts Geld aus meiner Hosentasche genommen.» Gleich ging das Donnerwetter wieder los, und schließlich drohte das Weib, sie habe die Verdächtigungen satt und gehe nun zum Richter. «Du tust recht, meine brave Frau.



Da ersparst du mir einen Gang.» Mit diesen Worten reichte er ihr einen Spiegel, und als sie «ihr furchtbares Negergesicht» sah, wurde sie kirre und gestand.

Wir können nicht die Hand dafür ins Feuer legen, daß jemand diese Geschichte eigens für unsern Kalender ersonnen oder einer wahren Begebenheit folgend als Originalbeitrag nach Trogen geschickt hätte. Wer in vielen Kalendern blättert, weiß ja, wie gute Geschichten die Runde machen wie spritzige Witze. Ausnahmsweise wird es in der Überschrift angedeutet. Unter dem Titel «Eine alte Geschichte und wieder neu» wird 1844 eingangs gemeldet, daß in München einst der leibhaftige Teufel am Pranger stand. Die Teufelsgestalt wollte einem jungen Ehepaare

nachts das neugeborene Kind rauben, erklärte sich aber doch zur Abfindung mit Geld bereit. Der Bauer ging hinaus in den Garten, um dort den vorsorglich vergrabenen Notpfennig zu holen. Wie er da Erde aushub, kam ein Polizeidiener des Weges und sah nach, wer denn in so später Stunde sich draußen noch zu schaffen mache. Der Bauer sagte ihm, um was es gehe. Darauf wollte der Polizist dem Satan selber zu Leibe rücken. Beide Männer betraten daher das Schlafgemach, wo sich der Teufel inzwischen unter das Bett der Wöchnerin verkrochen hatte. Er verließ indessen seinen Schlupfwinkel, als der Polizist mit kräftigen Säbelstichen untersuchte, ob der Böse auch aus Bein und Fleisch bestehe, und dieser ent-

puppte sich als der Mesner des Dorfes, dessen Frau bei der Wöchnerin als Hebamme tätig war. – Ein guter Schwank – mehr nicht. Man muß die zwei Jahre zuvor erschienene Novelle «Die schwarze Spinne» von Jeremias Gotthelf nachlesen, um zu erkennen, was so ein Teufels-Motiv einem genialen Erzähler herzugeben vermochte, der übrigens in jenen Jahren auch Kalendermann geworden war; Gotthelf gab von 1839 bis 1845 den «Neuen Berner Kalender» heraus. Nicht ungern werden Tiere in eine Kalendergeschichte einbezogen. Sie stehen dem einfachen Menschen ja besonders nahe. Ein Affe konnte z. B. auch wie ein Mensch in die Handlung eingreifen und eine bald heillose, bald heitere Verwirrung stiften. So geriet eine vornehme Trauerfamilie in Mailand in nicht geringen Schrecken, als sie von der Bestattung einer reichen Frau heimkehrte und diese in der dämmerigen Kammer immer noch – oder wieder? – im Sterbebette sah. Es war aber ein Affe, der sich im Hause auskannte, am Kuchen des Leichenmahles gütlich getan, die Haube der Verbliebenen übergestreift und sich ins Bett gelegt hatte.

Von einem Affen berichtet auch eine muntere Kalendergeschichte aus dem Jahre 1797, welche im Wortlaut mitgeteilt sei.

Der bestrafte Geitzhals.

Daß der übertriebene Geitz oftmal zum Schaden gereichen kann, beweist folgende zum Theil lächerliche Begebenheit. In Amsterdam lebte in den vorigen Jahren ein geiziger reicher Mann mit Namen Blank, der weiter sich mit nichts beschäftigte, als sein Vermögen zu bewachen. Aus Geitz hatte er nicht geheiratet, um keine Familie ernähren zu müssen, und aus Geitz hielt er auch weder Magd noch Bedienten, sondern machte sich alles selbst. Eben so wenig ging er in Gesellschaft oder zu bekannten Freunden, um nicht in Fall zu kommen, von selbigen wieder besucht zu werden. Er blieb also meist zuhause, wenn er nicht in Geschäften oder etwas zu holen ausgehen mußte. Inzwischen wurde ihm doch zuweilen die Zeit zu lange. Da trat gerade die Gelegenheit ein, daß ein Kaufmann aus Indien zurück kam und Blank eine ziemliche Summe Geldes zu überbringen hatte und zugleich ihm auch ein Geschenk mit einem Affen machte.

Blank hatte nun eine herzliche Freude mit diesem possierlichen Affen, und es war ihm eine herrliche Sache, ja der Geitzhals lachte sich oft halb tod über die künstlichen Sprünge und närrischen Possen, welche ihm der muntere Affe täglich vormachte, zumal da dieser im Fall der Noth mit sehr geringer Kost vorlieb nahm.

In einiger Zeit hernach hatte Herr Blank des Vormittags große Geldgeschäfte und die Stunde, wo er deshalb ausgehen mußte, überraschte ihn – er lief fort und vergaß in der Eile, sein Schreibpult zuzuschließen. Der Affe, der es zu seinem Vergnügen bemerkte, wie sein Herr aus verschiedenen Schubfächern Goldstücke heraus nahm und dasselbe oft zählte, bediente sich dessen, da er allein war, zog die Kästgen und Schubfächer heraus und legte den Tisch voll über mit Goldstücken. Da inzwischen diese Beschäftigung dem Affen zu langweilig ward und er von ohngefähr aus dem Fenster sah, das offen stand und unten auf der Gasse ein paar Jungen wahrnahm, warf er einen Du-

katen herunter. Natürlich fielen die Jungen begierig darüber her, schlugen und balgten sich darum. Das gefiel dem Affen, und nun flog ein Carolin, eine Dublone und ein Dukaten nach dem andern zum Fenster hinaus. Was gab das für ein lächerliches Ansehen: in kurzem war die ganze Gasse voll Menschen, jung und alt und alles schrie dem Affen zu: Mir auch was! Mir auch was! Der Affe nun hatte seine herzliche Freude über das Gewühl von Menschen, die übereinander herpurzelten, um ein Goldstück zu erhaschen. – Da kam nun Herr Blank die Straße hinauf! Himmel, wie erschrak der Mann, als er die Menge Leute vor seinem Hause sah und den Affen in seiner spaßhaften Beschäftigung erblickte! Wüthend und zornvoll fuhr er unter das Volk hinein, das sich aber sehr bald verlor. Und nun drohete er dem Affen den gewissen Tod. «Herr, mäßigen Sie sich», redete ihn ein Vornehmer an, der ihn kannte und die ganze Sache mit angesehen hatte. «Die Schuld liegt auf Ihnen, inskünftig sind Sie vorsichtiger,



Der bestrafte Geitzhals (Kal. 1797).

die größte Ungerechtigkeit würden Sie hierdurch begehen.» Er ließ sich also bereden, den unschuldigen Affen am Leben zu behalten.

Da trifft das Sprichwort ein, wie es oft geht in manchem Haus: Was der eine bringt hinein, thut der andere wieder hinaus.»

Die neuere Volkserzählung – Heimatgeschichten

Die Erzählungen, welche der Appenzeller Kalender seinen Lesern in unserm Jahrhundert geboten hat, unterscheiden sich von der alten Kalendergeschichte wesentlich. Sie sind einmal bedeutend länger und erreichen zuweilen das Maß einer kürzern Novelle. Wurde früher der Stoff gerne aus fernen Ländern gewählt, so entnehmen ihn unsere Erzähler sozusagen ausnahmslos der Heimat. Sie bekennen sich auch in der Sprache zur Heimat, sei es durch eine mundartlich getönte Prosa oder gar durch ein gutes Schwyzerdütsch. Dabei scheut sich der Kalender keineswegs, auch seltene Mundarten zum Worte kommen zu lassen, zum Beispiel die Sprache der Freien Walser durch den Valser Arzt Johann Josef Jörgler, die Wartauer Mundart durch den Azmooser Lehrer Jakob Kuratli und Glarnertütsch durch Caspar Streiff, Kaspar Freuler und Emanuel Schmid. Das Baselbiet ist durch Traugott Meyer vertreten. Wir begegnen überhaupt den besten Namen unserer Heimatkunst, zum Beispiel Jakob Boßhart, Meinrad Lienert, Johannes Jegerlehner, Ernst Zahn, Franz Odermatt und immer wieder Alfred Huguenberger, der durch Jahrzehnte als der eigentliche Hauserzähler des Appenzeller Kalenders angesprochen werden konnte. Schon diese Namen deuten an, daß die allermeisten Erzählungen äußere und innere Vorgänge der ländlichen Welt berichten. Der schollenfeste Bauer und die hoftreue Bäuerin sind die Leitbilder dieser Geschichten. Wegzug und Heimkehr, Nachbarnzwist und Versöhnung und die in der Regel gutausgehende Liebesgeschichte sind bevorzugte Motive dieser Kleinepik einer durchaus heilen Welt. Wer aufmerksam die Kalender der letzten drei Generationen durchblättert, sieht auch eine deutliche Abkehr von der rührseligen Historie oder von der selbstgefälligen Gegenüberstellung des bösen oder eiteln Fremden und des währschafften Seßhaften in Schwarz-Manier und die redliche



Suche nach einer feiner abgestimmten, inneren Begründung des Geschehens. Man entdeckt schließlich eine gewisse Vorliebe für historische Erzählungen, wie sie zum Beispiel E. Lötscher und Fritz Lendi pflegten, die in bewegten Geschichtsbildern die abenteuerliche Vergangenheit beschworen. Auf diese Weise vertieften sie das Heimatgefühl z. B. gerne durch den Rückgriff auf die Freiheitskriege. Zugleich führten sie einem ruhiger gewordenen Geschlecht ähnlich den Festspielen um die Jahrhundertwende bewegte Schicksale waffenklirrender Zeiten vor Augen. Sensationslüsterne Autoren und Leser suchte der Appenzeller Kalender der letzten Jahrzehnte nicht, denn er fand mit Recht, daß die bunten Heftli aller Art des Mindern und Schlechten schon übergenug böten.

Bleibendes in der flüchtigen Zeit

Die Jahre und ihre Kalender kommen und gehen. Was aber trotz der Vergänglichkeit? Darüber dachte das Zeitalter des Barocks, in welchem der Appenzeller Kalender seine ersten Schritte machte, mit besonderer Hingabe nach. Schon die Monatssprüche mahnten zur Einkehr. Der unstete wetterwendische April sollte ein abschreckendes Beispiel bieten:

In Gnad bei Gott zu sein,
erheischt Beständigkeit.
Drum fleuh, o lieber Mensch,
Aprilens Art und Zeit.

Beim Heumonat, womit Kaiser Karl der Große den Juli und nicht etwa den Juni be-

Alphirtenfest von Unspunnen (Kal. 1806).
Der starke Steinstoßer Anton Joseph Thörig
von Appenzell Inner Rhoden warf den berühmten
«Unspunnen-Stein» von 184 Pfund Gewicht
aus dem Stand zehn Fuß weit.

zeichnete, denkt der Kalendermann wohl an
den 90. Psalm, welcher den Menschen dem
Gras vergleicht, «das doch bald welk wird,
das da frühe blühet und des Abends abge-
hauen wird und verdorret». Daher der bibel-
nahe Monatspruch:

Der Heumond lehrt uns selbst,
auch unser Selbst betrachten,
daß wir wie grünes Gras
und dürres Heu zu achten.

Gewiß flüchten sich manche Menschen in
der Angst vor dem Tode, der bei Seuchen-
zügen die Menschen damals reihenweise
hinnähete, zu Zeiten in tolle Vergnügen, zum
Beispiel in der bunten Fasnacht. Dieses Trei-
ben und Verkleiden wird indessen 1755 aus
puritanischem Geist verflucht:

Hinweg mit aller Fazen Nacht,
mit Spillen, Fressen, Sauffen.
Weg mit der Larven falscher Pracht,
damit die Thoren lauffen!

Aufs Ganze gesehen drängt sich das Chri-
stentum im Appenzeller Kalender nicht in
den Vordergrund. «Es ist bekannt, daß die
Calendar-Liebhaber» – so lesen wir 1760 –
«kein Theologisches Buch suchen, sondern
lieber etwas Historisches.» So wollte der Ap-
penzeller Kalender seine Weltlichkeit von
aller Geistlichkeit abheben. Gewiß führte er
den Papst an der Spitze der «gekrönten
Häupter» an, und die evangelischen Geist-
lichen von Außer-Rhoden behaupteten im
Verzeichnis der Standespersonen ihren guten
Platz. Allein fromme Betrachtungen waren
doch eher selten. Gelegentlich gab der Ka-
lendermann zu merken, wie er sich das Leit-
bild des guten Seelenhirten dachte, so zum
Beispiel 1828 in der Anekdote von einer
Pfarrwahl, die ein Bischof zu treffen hatte.
Drei gleichermaßen ausgewiesene Bewerber
stellten sich. Der Bischof legte ihnen – wie
einst der Heiland seinen Jüngern und Hö-
rern – ein Gleichnis vor. Ein Reisender sollte
zu einer bestimmten Zeit an einem bestimm-
ten Orte sein. Da wurde dem Esel, der sein
Gepäck trug, diese Last eine Stunde vor dem
Ziel zu schwer. «Was würden Sie in diesem
Falle tun?» fragte der Bischof die drei An-
wärter auf die Pfarrstelle. Der erste sagte:
Den störrischen Esel solange mit Schlägen
forttreiben, bis wir angekommen wären. Der
zweite: Einen andern Esel oder ein Fuhr-
werk dängen. Der dritte: Ihm einen Teil sei-
ner Last abnehmen und auf meine Schul-
tern laden. Der Bischof erklärte dem ersten,

daß er Aussichten auf eine militärische Lauf-
bahn habe, und dem zweiten, daß er ein ge-
scheiter Kaufmann werden könne. Zum
dritten aber sagte er: «Sie verdienen die
Stelle.»

Mitunter holt sich der Kalendermann zu
Handen seiner Leser auch bei den alten
Griechen Rat. So floß 1843 ein Rinnsal Hu-
manismus ins Bauernhaus, als man las, wel-
ches Merkmal sieben griechische Weisen für
das Kennzeichen des besten Hauses hielten.
Hören wir wenigstens ihrer zwei. Einer er-
klärte, das beste Haus sei jenes, in welchem
weder Überflüssiges gefunden noch Notwen-
diges vermißt werde. Und ein anderer pries
einen Hausstand, in welchem der Hausvater
mehr geliebt als gefürchtet wird.

Der Kalender liebte einprägsame Sprüche,
wie man sie im Bauernhause auf Kästen und
Tellern lesen konnte. Greifen wir eine Hand-
voll Kernsprüche aus dem Kalender 1851
heraus:

Wenn Neid brennte wie Feuer,
wär 's Holz nicht so teuer.

Leihen macht Freundschaft,
Mahnen macht Feindschaft.

Freien ist wie Pferdekauf:
Lappi, thu die Augen auf!

Gemäß der Einsicht, daß Worte nur lehren,
Beispiele aber mitreißen, wird der Edelmut
immer wieder wenigstens in lebenswahren
Begebenheiten aufgezeigt. So berichtet der
Kalender von 1801 von einem Schwyzler
eine Tat, wie sie übrigens auch von zwei
Sernftaler Nachbarn erzählt wird. Zwei An-
stößer waren einer Wiese wegen in einen
argen Marchenstreit geraten. Sie kamen
überein, daß das Gericht anzurufen sei. Am
anberaumten Tage war nun der eine unab-
kömmlich und bat seinen Gegner treuherzig,
vor den Richtern gleich auch seine Sache zu
vertreten; er kenne ja die Gründe. Dieser
war nun ein so uneigennütziger Anwalt sei-
nes Nachbarn, daß er für diesen den Prozeß
gewann, was er ihm frohmütig meldete.

Politische Haltung

Der «Appenzeller Kalender» war in der
Schweizer Geschichte keine politische Kraft
der Gesinnungspresse wie zum Beispiel die
junge «Appenzeller Zeitung», die Banner-
trägerin des Freisinns der Regeneration. Ein
Kalender kann sich ja, da er nur in Jahres-



abständen erscheint, ohnehin nicht gut zu Tagesfragen äußern. Der Gründer Johannes Tobler wollte sich zudem gewiß nicht in Polemiken ein zweites Mal die Finger verbrennen. Es war unverfänglicher und entsprach dem Stil des Kalenders, daß man lieber wunderliche Dinge aus fernen Erdteilen berichtete, als auf heiße Grundfragen der heimischen Politik einging. Der Kalender leistete immerhin von Anfang an den guten Dienst der Information durch die Mitgliederlisten der obersten Behörden. Zur Zeit der Französischen Revolution brachte er Lebensläufe ihrer Führer und begleitete Aufstieg und Sturz Napoleons mit eingehenden Schilderungen, während die Unruhen der Helvetik erst im Abstand etlicher Jahre nacherzählt wurden. Hingegen weckte er gesamtteidgenössische Anteilnahme nicht nur durch Erinnerungen an die Freiheitskriege der einzelnen Orte, sondern stellte diese auch in kleinen Einzeldarstellungen vor. Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Kalender den neuen Verfassungen der Regenerationszeit. Der Außer-Rhoder wurde aufgeklärt dar-

über «Wie man der Landsgemeinde etwas vorschlagen darf». Damals kannte auch die größte unserer Landsgemeinden noch die offene Aussprache. Jeder Antrag zu Handen der Landsgemeinde mußte zuerst dem Großen Rate unterbreitet werden. Stimmt dieser zu, so leitete er ihn selber an die Tagung weiter. Lehnte das kantonale Parlament den Antrag eines Bürgers ab, so konnte dieser selber an der Landsgemeinde den Stuhl besteigen und seine Sache «mit Anstand» vortragen. Er durfte dabei nicht gestört werden. Natürlich ließen sich auf der Landsgemeinde nicht alle Zwischenrufe vermeiden. Der Kalendermann wußte 1832 zu berichten, daß sich wenige Jahre zuvor ein kleingewachsener Mann um das Amt eines Landweibels beworben hatte. Da rief einer aus dem Volke dem Anwärter zu: «Du bist zu klein. Du möchtest keinen Schelmen gheben.» Schlagfertig erwiderte ihm sein Mitbürger: «Es sind nicht alle so groß wie du.» Besonders hoch sei dem Kalendermann angerechnet, daß er sich auch einmal zum Fürsprecher gemacht hat, die weder Stimm-

Rorschacher Hafen zur Zeit der Eisfrömi von 1850, erste Woche Februar (Kal. 1851).

Die Brandstätte von Glarus 1861 (Kal. 1862). Nach der Natur aufgenommen von J. J. Rietmann.

noch Wahlrecht besaßen. Im Gedicht «Das Maschinenkind» vernehmen wir – zwanzig Jahre, ehe Gottfried Keller gegen die Kinderarbeit in der Industrie auftrat – eine Klage, die um so bewegender ist, als sie in den schlichtesten Worten vorgebracht wurde.

Ich bin nun schon zwölf Jahre alt,
Und doch so schwach und klein;
Die Wangen bleich, die Lippen blau –
Wie könnt' es anders sein?

Noch zählte ich acht Sommer kaum,
Mußt ich verdienen gehn,
Mußt dort in dem Maschinenhaus
Stets auf die Spindeln sehn.

Stand wie gebannet Jahr und Tag
Und Tag und Nächte gleich.
Drum welkten mir die Lippen blau
Und meine Wangen bleich.

Das arme Kind möchte ein Lämmlein sein,
um draußen auf der Flur herumspringen zu können; auch wünschte es als Vögelein davonfliegen zu dürfen.

Doch bin ich ja ein armes Kind,
Muß ins Maschinenhaus,
Und bis die Ablösglocke tönt,
Darf nimmer ich hinaus.

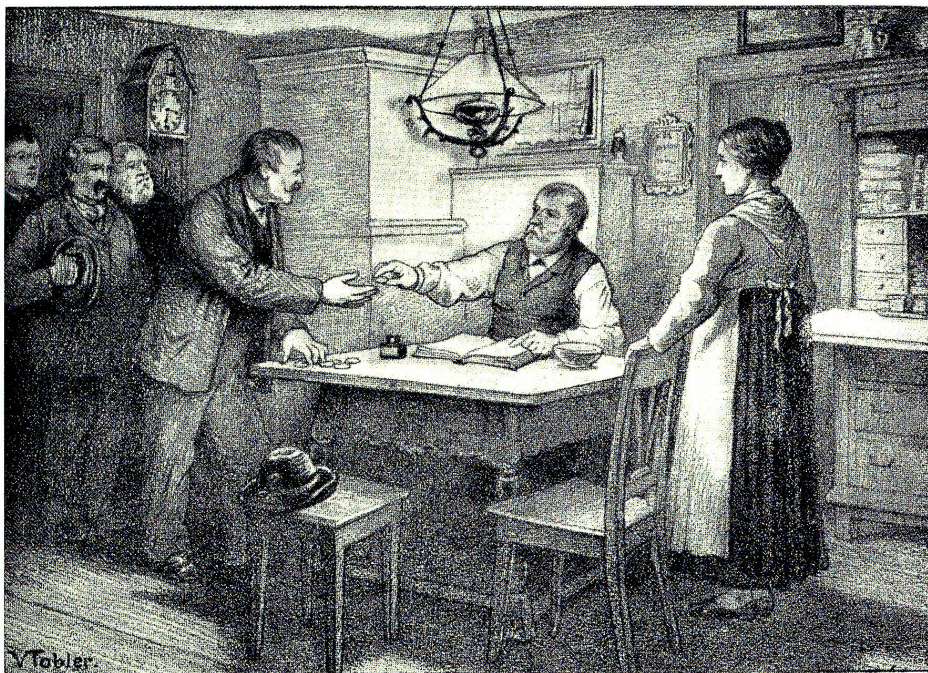
Und dann auch bin ich noch nicht frei,
Soll in die Schule gehn,
Mit mattem Aug und müdem Leib:
Was sollt ich da verstehn!

Das war ein Kinderelend sondergleichen, eine der Schattenseiten der Mechanisierung, woran man kaum dachte, als der Kalender 1819 die «Schnell-Fabrik» einer englischen Manufaktur rühmte, welche es fertigbrachte, die Wolle vom Schafe weg in 13 Stunden und 20 Minuten bis zum fertigen Rock zu verarbeiten. Der Vorsprung der englischen Maschinenindustrie war einer der Gründe, weshalb es zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielen Schweizer Handspinnern und -webern schlecht ging. Kam dann noch die Unbill der Witterung dazu, so konnte ein unheimliches Verhängnis über Land und Volk hereinbrechen, was in den Hungerjahren 1816/17 der Fall war. Die

Statistik, welche der Kalender über Geburten und Sterbefälle führte, zeigte 1817 in Appenzell Außer-Rhoden 2450 mehr Sterbefälle als Geburten. Es traf nicht nur in mittlern, sondern auch in kleinern Dörfern fast auf jeden Tag eine Bestattung. So wurden in Teufen in diesem schlimmsten aller Jahre 98 Kinder geboren, aber 330 Särge auf den Friedhof getragen. Schwendbrunn verzeichnete 62 Geburten und 307 Todesfälle, und in Stein standen dem Zuwachs von 27 Kindern nicht weniger als 223 Verluste durch Hinschied gegenüber.

Neben solchen Verhängnissen, welche das Volk ohne Mitverschulden zu erdulden hatte, gab es allerdings schleichende Gefahren, die der Mensch einigermaßen zu bannen vermochte. Der Kalender von 1881 sagte es frank: «Nimm dem Volke die Hälfte seiner Wirtshäuser, und du kannst die Hälfte seiner Irrenhäuser und Spitäler und auch seiner Gefängnisse schließen.» Hier mußte die Gewerbefreiheit im Sinne der Gesundheit und Wohlfahrt eine Einschränkung erfahren.





Viktor Tobler (1846–1915) war ein ausgezeichnete(r) Illustrator volkstümlicher Erzählungen (Kal. 1908).

Überblickt man die politische Grundhaltung des Appenzeller Kalenders während der letzten acht Generationen, so erkennt man, daß er anfangs, um überhaupt bestehen zu können, einen obrigkeitlichen Einschlag hatte. Ein gewisses Wächteramt nahm er im Laufe des 19. Jahrhunderts wahr, als er den republikanischen Geist der Landgemeinde-Demokratie mutiger zu Worte kommen ließ. Er war ein treuer Spiegel der Entwicklung im Bundesstaate, in welchem nach dem liberalen Aufbau von 1848 sich der demokratische Ausbau der Volksrechte (Referendum 1874, Initiative 1891) ergab und ein sozialer Einbau von Vor- und Fürsorge die Demokratie gesellschaftlich glaubwürdig zu gestalten hatte. Das Leitbild des verantwortlichen Mitmenschen zeichnete sich immer deutlicher ab.

Jahresrückschau auf große Ereignisse

Der Leser erwartete von seinem Kalender jeweils eine ausführliche Schilderung erregender Vorkommnisse des letzten Berichtsjahres in Wort und Bild. Daran war in der sogenannten Franzosenzeit kein Mangel. Auch die Natur hatte ihre Erschütterungen. So zeigte ein Bild 1808, wie eine Mutter dem Bergsturz von Goldau zu entrinnen ver-

mochte. Ein Vierteljahrhundert später wurde eingehend geschildert, wie im Rahmen der Landesvermessung für die Dufour-Karte auf dem Säntisgipfel Ingenieur Buchwalder und sein Diener Gobat von einem Blitzunglück betroffen wurden. Während sich Oberstleutnant Buchwalder trotz seiner Brandwunden und übrigen Verletzungen auf die Alp Camplüt hinunter schleppen konnte, fiel sein Helfer Gobat dem Strahl zum Opfer. Seine mit Nägeln stark beschlagenen Schuhe berührten die Eisenstange des Zeltes, was ihm zum Verhängnis wurde. Dieser Bericht stammte von einem Manne, «der alles untersuchte», seinen Namen aber nicht nannte, wie überhaupt die Autoren ihre Beiträge noch auf lange Zeit hinaus nicht mit dem Namen zeichneten. Manchmal hätte es die Glaubwürdigkeit gewiß erhöht, so zum Beispiel wenn wir im gleichen Kalender von 1833 lesen, daß in London ein Ehepaar Douglas am 100. Geburtstage beider Gatten gestorben sei. Sie wurden in der gleichen Stunde geboren, von der gleichen Hebamme betreut, in der gleichen Kirche gleichzeitig getauft, dort auch mit 19 Jahren getraut und waren zeitlebens nie krank, bis sie nach Vollendung ihres Erdenjahrhunderts in ihrem Hochzeitsbette starben. Wurde da des Lesers Sinn für Gleichzeitigkeit und biographischen Parallelismus nicht etwas überfordert? Eine Nachprüfung wäre dem Bürger eines klei-

nen kontinentalen Binnenstaates nicht sehr leicht gefallen. Hingegen war zwei Jahre zuvor ein Naturereignis noch in aller Mund. In der ersten Woche Februar 1830 war der Bodensee völlig zugefroren – «ein Ereignis, welches in so vollständigem Maße seit 130 Jahren, d. h. seit 1695 nicht mehr stattgefunden hat». In den Rorschacher Wirtshäusern, aber auch in den improvisierten Schenken auf dem See, wimmelte es von Besuchern. Unter den Staunenden gab es auch Schläulinge. «Pontifex Boreas» (Oberpriester Nordwind!) wird manchen Schmuggel begünstigt haben. Die Schifffahrt war 14 Tage unterbrochen. Am 13. Februar aber begann man einen 24 Fuß breiten Kanal durch das 8 Zoll dicke Eis zu brechen.

Der Brand von Glarus, die größte Feuerbrunst der Schweizergeschichte, wurde vom Künstler J. J. Rietman 1861 «nach der Natur aufgenommen». Man betrachtete ein solches Unheil nicht mehr mit den Augen des Kalendermannes der Barockzeit, der den Bericht über das Brandunglück, welches 1743 «in der guten Stadt Bischofszell» 70 Firste einäscherte, mit den Worten einleitete: «Auch dieses Jahr hat die gerechte Strafhand Gottes verschiedene Örter mit Feuer heimgesucht.» Der aufgeklärte Mensch, welcher der Wissenschaft in seinem Denken immer mehr Mitsprache einräumte, wollte dem Schöpfer nicht bei menschlichem Versagen großangelegte Strafaktionen zuschreiben, sonst hätte man ja logischerweise alle geglückten Menschenwerke ohne weiteres als Zustimmung Gottes zu einer Generation bewerten müssen. An solchen Großtaten hatte der Kalender im Zeitalter der Technik mancherlei zu vermelden. Erwähnen wir zum Beispiel den Bau der Albulabahn, jener Bahn, die man nicht nur des Reisezieles wegen, sondern auch zum Bestaunen ihrer Anlagen besteigt. Der Kalendermann wußte für die Schilderung dieses Bauwerkes die gewandte Feder von J. C. Heer zu gewinnen. Das war damals der bekannteste Alpenschriftsteller, der wenige Jahre zuvor den Roman «Der König der Bernina» (1900) vollendet hatte, dessen Held «Colani, der rätsche Jägerfürst» dem Kalenderleser schon früher (1855) nach Friedrich von Tschudis Meisterwerk vorgestellt worden war.

Die Pflege des Zeitgefühls

Ein Kalender lebt nicht von der Hand in den Mund. Weil er nicht alle Tage erscheint, kann er mit der Zeitung an Aktualität zum vornherein nicht wetteifern. Statt um die neuesten Nachrichten ist es ihm mehr um die Grundzüge des Geschehens zu tun. Schon im Laufe eines Jahres kann sich ja oft abklären, ob ein Ereignis bleibende Bedeutung oder nur Tageswert hatte. Daher pflegt der Kalendermann den Überblick zu nicht den Stechblick auf das Allerneueste wie Presse-, Radio- und Fernsehleute. Der Kalender des nächsten Jahres muß schon im Hochsommer fertig geschrieben, im Spätsommer gedruckt und im Frühherbst verkauft werden. Daher mutet es etwas seltsam an, wenn der Leser des Kalenders des Kriegsjahres 1915 darin noch nichts vom Kriegsausbruch, sondern nur von einem Wetterleuchten las, und zwar mit dem eigenartigen Zusatz: «Über der Welt liegt ein Kriegsalp. Wenn dieser nicht aufhört, und es schließlich doch zum großen Völkerkrach kommen muß, dann ist es freilich besser, daß das Unwetter jetzt losbricht. Dann kommen wieder bessere Zeiten. Sonst gibt es einen Schrecken ohne Ende.»

Der biedere Weltbetrachter wußte noch nicht, daß unser Jahrhundert die Weltkriege numeriert. Ja selbst im Kalender von 1916, der immerhin einen Beitrag «Der Weltkrieg, politisch und militärisch skizziert» von Hauptmann Dr. C. Meyer enthielt, war «Des

Kalendermannes Gruß im Kriegsjahr» auf einen Ton gestimmt, der eher an alte Chroniken als an die brennende Gegenwart denken ließ. Er stellt sich einen Großvater vor, der 30 Jahre später seinen Enkeln von dem 1914 ausgebrochenen Kriege erzählen wird. Der Bericht wird mit dem Absingen des Landgemeindeliedes beschlossen. «Es klang wie ein Gebet in die goldene Abendsonne. So wird ein Großvater von 1945 zu seinen Enkeln vom Kriegsjahr reden.»

Welch unheimliche Täuschung! Ach, der naive Kalendermann konnte nicht ahnen, daß das Jahr 1945 nicht die längst erfolgte Wiederkehr der Idylle bedeuten würde, sondern einen noch viel grausamern Krieg beschließen und die ersten Atombomben niedergehen sehen sollte.

Der Kalendermann von 1940 ließ seinen Bericht in das Wort «Landsgemeinde» ausklingen und fügte angesichts der großen und erschütternden Ereignisse auf dem Welttheater hinzu: «Wir aber handhaben immer noch ungehindert unsere alten Rechte und Freiheiten. Noch darf bei uns jeder seines Glaubens leben. Möchte doch jeder Bürger erkennen, welch hohe geistigen und politischen Güter uns anvertraut sind.» Das entsprach der innern Überzeugung eines Carl Hilty, der schon Jahrzehnte zuvor erklärt hatte, daß es der weltgeschichtliche Beruf der Schweiz sei, eine Hochburg der Freiheit zu erhalten.

Am Tag der ersten Landsgemeinde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde



Carl Liner der Aeltere (1871–1946) zeichnete meisterhafte Bilder zu G. Baumbergers Novelle «Eine bewegte Ruh-Alpstubete» (Kal. 1909).

in Trogen 1946 der Grundstein des Kinderdorfes Pestalozzi gelegt, das Kriegswaisen aufnahm und seither eine wichtige Stätte der Begegnung geworden ist. Auch den Namen des andern weltbekannten Schweizer Wohltäters, Henri Dunant, brachte der Appenzeller Kalender den Landsleuten und Zeitgenossen in gebührende Erinnerung. Wie man weiß, überschütteten gekrönte Häupter den Gründer des Roten Kreuzes einst mit Orden und andern Ehrenbezeugungen. Bald danach aber geriet der Mann, dem die Schweiz ihr schönstes Geschenk an die Welt verdankt, wie einst Alt-Bundesrat Wahlen sagte, in fast völlige Vergessenheit. Die Familie in Genf wollte nach seinem wirtschaftlichen Mißerfolg nichts mehr von ihm wissen. Auch die Vaterstadt schien sich seiner zu schämen. Da war es der St.Galler Publizist Georg Baumberger, welcher der Welt den um die Menschheit hochverdienten Namen in Erinnerung rief. Und auch der Appenzeller Kalender würdigte 1897 den Mann, der «als schlichter, einfacher Pensionär im Krankenhaus des schönen Dorfes Heiden» lebte, in kundiger und warmherziger Weise.

Auch beim bekanntesten Appenzeller Staatsmann, dem Ständerat, Landammann und Minister Dr. iur. Arnold Roth von Teufen, wartete der Kalender nicht den Todestag ab, um seine Verdienste zu würdigen, sondern nahm die Gelegenheit wahr, seine Haltung und Werke gebührend zu schildern, als er auf 25 Jahre erfolgreicher diplomatischer Tätigkeit als Gesandter der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Berlin zurückblicken konnte. Das Lebenswerk von Joh. Konrad Escher von der Linth rief der Kalender in Erinnerung, als sich der Geburtstag des Retters der Linthebene zum 100. Male jährte, und auch über das entsprechende Werk im St.Galler Rheintal hielt er seine Leser auf dem laufenden. Große Gestalten und bleibende Werke sollten nicht in Vergessenheit geraten.

Diesem edeln Bestreben dient auch seit Jahrzehnten die ehrende «Totentafel», welche in Wort und Bild 16 bedeutende Eidgenossen, die im Laufe eines Jahres das Zeitliche segneten, der Leserschaft ins Gedächtnis prägt. Es sind Gestalten aus der engern und weitem Heimat, und namentlich ältere Leser, welche die Zeitgeschichte mit wachem Sinn miterlebten, schlagen diese Seiten älterer Kalender immer wieder gerne auf, um diesen bedeutenden Mitbürgern, unter denen man etliche Vorbilder des eigenen Schaffens weiß, aufs neue zu begegnen. Auf diese

Weise hält der Kalendermann nicht nur Rückschau auf ein Jahr, sondern errichtet eine bescheidene Galerie unserer führenden Staatsmänner, Offiziere, Schriftsteller und Gelehrten, die dem besinnlichen Leser auf lange Zeit wertvoll bleibt.

Einen entsprechenden Dienst leistet der Kalender uns auch mit seiner Weltumschau in politischer Hinsicht und mit seinem Rückblick auf das wirtschaftliche Geschehen. Was uns das Radio mitteilte, das verklingt, und auch die Zeitungen hebt man kaum auf, so daß die Blätter bald verflattern. Der Kalender aber hat dank seinem festen Rücken ein längeres Leben. Sein Leser schätzt die geraffte Übersicht über ein Berichtsjahr, und eines Tages greift auch der Historiker zu diesen Darstellungen, sei es um einen raschen Überblick über ein Jahr zu erhalten, sei es auch, um nach langer Zeit zu erfahren, was ein aufmerksamer Beobachter aus seiner Zeit heraus für bemerkenswert erachtete. Daß nach vielen Jahrzehnten die Geschichtsschreibung da und dort andere Akzente setzen wird, weiß ja jeder Einsichtige.

Die Bilder

Ein Kalender wurde nicht nur gelesen, sondern auch betrachtet. Je mühsamer einem das Lesen fiel, um so lieber hielt man sich an Bilder. Das gilt für die Kinder, die noch nicht oder doch nicht geläufig lesen konnten, und für die Betagten, deren Alterssichtigkeit die Buchstaben nicht mehr unterscheiden ließ – Brillen mochten im 18. Jahrhundert auf Bauernhöfen noch selten gewesen sein. Eine gewisse Bildwirkung ging von der seit jeher schmuckgestalteten Titelseite aus, ebenso von dem rot und schwarz gedruckten Kalendarium mit den vielerlei Kalenderzeichen, von denen sich etliche gefällig in die Fraktur-Schrift einfügten, welcher der Kalender bis 1959 die Treue hielt.

Eigentliche Monatsbilder erschienen im Kalender erst im Jahre 1764 am Kopf des jeweiligen Monatsblattes. Die gegenwärtigen Monatsbilder verbinden das Monatszeichen (Wassermann, Fische, Widder usw.) mit einem Heimatbild auf so ansprechende Weise, daß der Verlag sie seit 1874 mit Recht beibehalten hat. Wir erkennen heimatliche Motive, zum Beispiel eine an Trogen erinnernde Ortschaft oder das alte Badehäuschen in einem der Weiher auf Dreilinden über St.Gallen sowie Bilder aus dem Volksleben. Da erscheinen zum Beispiel Schlittenfahrt, Tanzstube mit Hackbrett-

Die Landsgemeinde von Appenzell A. in Trogen während der Abstimmung.
Gezeichnet von E. Rittmeyer in St.Gallen.
(Kal. 1876).
Xylogr. Anstalt von H. Bachmann in Zürich.



musik, Funkensonntag und weitere heimelige Monatsbilder bis zur winterlichen Stube mit altem Kachelofen, woran einer sitzt, der sein Lindauerli raucht und einer Stickerin zuschaut, und dem vorweihnachtlichen Zimmer, das der Samichlaus besucht hat; früher war auf dem Dezember-Bildchen ein Christbaum zu sehen. «Knaus» steht als Künstlername auf dem letzten dieser anmutig-traulichen Bilder.

Im Gegensatz zu diesen heimeligen Bildern stehen die auf Erregung angelegten Bilder, welche seit dem Jahre 1764 den Kalender beleben. Sie standen in engem Zusammenhang mit dem Text. Da steht zum Beispiel im Kalender, der nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges herauskam, ein doppelseitiges barockes Bild zur «Vorstellung des damals geschlossenen Friedens, wie alle

Stände den Kriegsgott Mars gefangen genommen haben». Mit Vorliebe schilderten die Zeichner und Holzschneider wunderliche Tiere, Vertreter fremdartiger Völker und mißgewachsene Menschen. Der «Ab-schilderung des Königs Friedrich II. von Preußen» (1779) dürfen wir wohl nach den Initialen M. St. entnehmen, daß die Herausgeberfamilie in Mathias Sturzenegger den Buchkünstler in ihren eigenen Reihen fand. Er zeichnete denn auch in einem äußerst bewegten, vier Szenen umfassenden Bild aus der polnischen Geschichte mit dem vollen Familiennamen (1773). Später zog man kunstbegabte Leute aus der Herisauer Modellstecherfamilie Merz zur Mitarbeit heran. Auf die etwas steifen Holzschnitte von Jakob März, der zum Beispiel die Schweizer an der Beresina in seltsamer Stilisierung darstellte,

folgten die mitunter dramatisch bewegten und beschwingten Illustrationen von Johann Jakob Merz (1798–1882), der zu einem der gesuchtesten Musterzeichner der Handstickerie werden sollte. Eindrückliche Zeichnungen Emil Rittmeyers wurden F. von Tschudys «Tierleben der Alpenwelt» entnommen. J. Weber stellte in fesselnder Weise einen Wildheuer dar (1889), und der St.Galler Zeichnungslehrer J. Stauffacher versah einen Aufsatz über den Armen Mann im Toggenburg mit Bildschmuck im Stile des ausgehenden 19. Jahrhunderts (1898). Der begabte Herisauer Künstler Paul Tanner schuf Illustrationen im Jugendstil. Inzwischen hatte die Photographie bereits ihren Siegeszug angetreten. Es ist lobenswert, daß die Herausgeber dennoch der alten guten Holzschneiderkunst immer wieder die Ehre

erwiesen und mit trefflichen Mehrfarbendruckern dann und wann ein Kunstblatt zum Beispiel von Giovanni Segantini ins Bauernhaus brachten. Besonders reichhaltig war die Jubiläumsausgabe von 1971 mit herrlich bunten Zeugnissen der Appenzeller Bauernmalerei. So reichten sich Volksbuch und Volkskunst die Hand.

Und der Appenzellerwitz?

Wer annähme, die Appenzeller Kalender des 18. und 19. Jahrhunderts seien wahre Fundgruben der träfsten Appenzellerwitze, muß vor einer Enttäuschung gewarnt werden. Wir erwähnten bereits, daß der Kalendermann in der Frühzeit das Nahe und Heimatliche mied und seinen Lesern aufzischen wollte, was von sehr weit her kam. Daß er dabei mitunter bei einer Anekdote selber nicht recht Bescheid wußte, kümmerte ihn nicht sonderlich. Ein Beispiel! Im Jahre 1805 steht zu lesen:

«Ey, um Himmels willen», rief ein junger Arzt dem Greise von Ferney zu, als er ihn noch spätabends beim Caffee fand. «Sie trinken Caffee? – Caffee ist ein langsames Gift.» – «Ja, sehr langsam muß es wohl sein», versetzte Ferney, «denn ich genieße ihn schon über sechzig Jahre.»

Nun ist aber Ferney gar kein Personenname, sondern der Name des Ortes, wo Voltaire dicht an der Genfer Grenze während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens seinen Wohnsitz hatte.

Im Jahre 1820 folgte ein witziges Gespräch zwischen einem Arzt, der Hochdeutsch, und einem Bauern, der Mundart sprach. Der Dialekt wird überhaupt zur Ausdrucksform der schlagfertigen Bauernschlauheit. Es dauerte aber noch viele Jahrzehnte, bis der Appenzellerwitz seinen festen Platz im Appenzeller Kalender einnehmen konnte.

Heute muß man diese Proben des Mutterwitzes nicht mehr zusammensuchen, sondern auf der zweitletzten Seite, das heißt schon auf dem festen Umschlagblatt stehen sie in munterer Folge beisammen unter dem Titel «Lustige Historien und scherzhafte Einfälle». Da man sie dort so leicht vorfindet, widerstehen wir der Versuchung, aus diesem Kratten eine Handvoll Witze herauszugreifen und zum besten zu geben. Beschränken wir uns auf etliche Grundzüge. Besonders gern wird der Fremde aufs Korn genommen, namentlich jener, der schwärmt oder gar «hoch angibt». Da wird er eben auf die Ebene der Nüchternheit heruntergeholt. Aber auch Besucher aus der nahen Stadt St.Gallen müssen sich den Spott der Landleute gefallen lassen. Ebenso schlägt man dem Studierten, er sei Pfarrer, Arzt oder Jurist, fürs Leben gern ein Schnippchen. Daß man dem Lehrer gerne eins auswischt, mag sich in einzelnen Fällen als Heimzahlung nach überstandenen Schulängsten verstehen. Da soll nun eben ein munteres Kind dem Herrscher im Schulzimmer ein paar Steine aus seiner Krone herausbrechen. Und was sich liebt, das neckt sich. So ist das Verhältnis von Mann und Frau natürlich ein Rosenbeet, wo die Dornen dicht bei den Blumen wachsen. Auch die Herren Offiziere müssen sich saftige Soldatenwitze gefallen lassen. Aufs Ganze gesehen ist die Selbstironie nicht eben häufig anzutreffen. Der Witz hält sich lieber am Nächsten schadlos. Es sei denn, daß wir die Witze insgesamt als eine Art heiteren Lebensspiegels betrachten. Nicht selten aber bestätigt sich die Erfahrung, daß die Witzbolde im Leben gar nicht so grundheiter sind, sondern sich mit Scherzen über Schwierigkeiten mit sich und andern hinweghelfen. Jedenfalls freuen wir uns darüber, daß das im ganzen genügsame Völklein das Leben zwar ernst, aber doch nicht todernst oder gar tierischernst nimmt.

Und vergessen wir nicht, daß das Wort «Witz» ursprünglich gar nicht «Scherzwort», sondern «Geist» bedeutete. Und bis heute erkennt man an der Wahl und Erzählweise der Witze sehr gut, auf welcher geistigen Ebene jemand daheim ist und sich wohl fühlt.

Anekdote und Sage als Spiegel der Volksseele

Beim aufmerksamen Zuhören erkennt man, daß sich der ländliche Witz der Appenzeller vom städtischen Scherz, wie er zum Beispiel in der Basler Fasnacht zum Ausdruck kommt, merklich unterscheidet. Aber auch die Außer-Rhoder und die Inner-Rhoder Scherze, Anekdoten und Sagen sind dem Volkscharakter gemäß etwas anders getönt. Karl Neff führte den Unterschied der beiden Halbstände in einer Betrachtung – bei allen Vorbehalten, welche Verallgemeinerungen anhaften – auf die Formel zurück, daß das seelische Leitbild der Außer-Rhoder durch den Staat, den Mann und den Verstand geprägt werde, dasjenige der Inner-Rhoder aber durch die Kirche, die Frau und das Gefühl. Der Außer-Rhoder ist meistens gewerbstüchtiger und der Inner-Rhoder musischer. Dieser Unterschied sei an zwei Kalender-Beiträgen aufgezeigt, welche den tätighandelnden, nüchternen Außer-Rhoder dem spielerisch-betrachtenden Inner-Rhoder gegenüberstellen.

Salomon Schlatter erzählte 1908, wie der berühmte Baumeister Grubenmann eine neue Rheinbrücke in Schaffhausen erbauen sollte. Er brach aber die Vorberatungen ab, weil er fand: «Die Stroolsnarre händ all gsäät, wie sie s ha wend ond händ mi nie gfoget, wie n is mache wöll.» Seine Absicht und auch sein Ehrgeiz bestand nämlich darin, daß er die größte je erreichte Spannweite einer Holz-

brücke erreiche. Beim zweiten Besuch erschien er vor dem Rat mit einem unförmigen Bündel, dem er sein Modell entnahm. Als die Herren an der Tragfähigkeit zweifelten, setzte er sich in seiner ganzen Größe und Schwere selber auf das Modell. Der Schaffhauser Rat aber bestand darauf, daß er den von der frühern Brücke stehengebliebenen Mittelpfeiler benütze. Der Meister gab den Ratsherren nach, wenigstens um Gutwetter zu bekommen. Als die Brücke aber fertig dastand, lud er sie zu einer Kahnfahrt ein, und die genaue Besichtigung von unten her ergab, daß Grubenmann wohl zwei Bogen erstellt, diese in der Mitte aber gar nicht auf den Pfeiler abgestützt hatte: «So jetz hend ehr eueri zwee Böge, und i ha mini Brogg.» Es war in der Tat die Holzbrücke mit der größten Bogenweite, die es je gab – 119 Meter. Leider verbrannten die Franzosen in den Kriegswirren von 1799 diese «prächtige Schaffhauser Brücke», und der Rheinübergang war, wie der Kalender auf 1802 meldete, dort noch nicht wiederhergestellt.

Und nun die Inner-Rhoder Sage – eine echte Aussage der Volksseele. Der Kalender von 1931 berichtet, daß einst auf der Jakobsalp am Kronberg oben ein Senn tätig war, der seinen Handbuben böseartig herumhetzte. Bei der Alpbefahrt sagte er im Tale unten zu ihm, sie hätten auf der Alp oben noch den «Budernagel» vergessen; er möge ihn doch wädli holen. Der Handbub lief bergan und fiel in der Sennhütte droben dann erschöpft aufs Lager. Bald danach pochte es an das Tor. Herein trat ein bärtiger Riese. So schreckhaft aber sein Aussehen war, so freundlich war doch seine Ermunterung, der Knabe möge sich etwas wünschen. Ach, er möchte am liebsten schön singen können, zaure und healä, das heißt die Kühe anlockeln. Am nächsten Morgen erprobte er auf dem Heimwege seine Gaben. Noch nie, so kam es ihm vor, tönte sein Jodel so hell, und die Kühe kamen angelockt durch das taufrische Herbstgras zu ihm. Der böse Bauer platzte fast vor Neid, als er die Stimme des Handbuben vernahm und die Wirkung auf Mensch und Vieh sah. Gleich wollte er wissen, wo er das gelernt habe. «Ebä n am Chrobeg umme», war die Antwort. Flugs entschloß sich der Bauer, als er von der Begegnung in der Alphütte gehört hatte, die Dienste des Berggeists auch zu beanspruchen. Niemand weiß, was der Bauer sich gewünscht hat, denn man sah ihn wohl hinaufgehen, aber nimmer zutal kommen. Sein Nachfolger auf der Alp oben aber sah im

nächsten Frühsommer die Haut des Plaggeistes auf dem Hüttendach ausgespannt. – Zweifellos gehörte die Liebe des Erzählers und der Hörer dieser Sage dem jungen Sänger, in dem man schöne Züge der Volksseele verkörpert sah.

Natürlich wußte der Appenzeller Kalender, daß man das Volk nicht nur erheitern und verklären, sondern auch aufklären und belehren sollte. Und so fehlt es nicht an Ratschlägen für Viehzucht und Obstbaumpflege für den Bauern sowie an allgemein bildenden Beiträgen, wie sie im Norden die Volkshochschule bot.

Im Dienste der Erwachsenenbildung

Den größten Beitrag zur Hebung der Volkskultur der Dorfleute und der Bauern auf einsamen Höfen leistete der Appenzeller Kalender denn auch dadurch, daß er namhafte Forscher und Kenner, die sich gemeinverständlich auszudrücken verstanden, zur regelmäßigen Mitarbeit berief. So ließ er zum Beispiel seine Leser durch Berichte aus erster Hand an der Erforschung der ostschweizerischen Höhlen (Wildkirchli, Drachenloch und Wildenmannlisloch) teilnehmen. Dr. h. c. Emil Bächler (St. Gallen) wußte als Volkslehrer im besten Sinne aufzuzeigen, mit welchem Recht man schon für die letzte Zwischeneiszeit die Anwesenheit von Menschen in unsern Hochalpen annehmen durfte. Dr. h. c. Benedikt Frei schilderte anschaulich die große Wehranlage auf dem Montlingerberg in urgeschichtlicher Zeit. In zahlreichen Beiträgen machte Hans Lehmann unsere raschlebige Generation mit dem bleibenden Kulturgut der alten Eidgenossenschaft vertraut. Dr. h. c. Erwin Pöschel schrieb über die Bündner Glocken (1941), Paul Niggli über den Bergkristall (1942). Künstler der Gegenwart wie der nun über achtzigjährige Emil Schmid in Heiden (gemeinsam mit Vater Carl Liner, Appenzell) und der anfangs August 1971 im Alter von über neunzig Jahren gestorbene Bildhauer Walter Meier (Trogen/St. Gallen) führten in ihr Schaffen ein. Willy Fries wurde den Lesern von A. Nägeli vorgestellt, welcher als Trogener Kantonsschullehrer sozusagen in Rufnähe des Kalendermannes wohnte und immer wieder wesentliche Gestalten und Bewegungen der heimatlichen Geschichte darstellte. Für das Glarnerland besorgten erst Landesarchivar Dr. Jakob Winteler und später Redaktor Hans Thürer diesen Dienst.

Der Heimatforscher J. U. Meng, ein Bündner, der jahrzehntlang in Herisau wirkte, schilderte die Wanderungen der Freien Walser in Graubünden und führte die Leserschaft in das rätsche Namengut ein. Einer der gewichtigsten Beiträge ist dem Inner-Rhoder Ratsschreiber Dr. Hermann Grosser-Dörig zu verdanken, der in zwei aufeinanderfolgenden Jahren (1968/69) eine geschichtliche Übersicht der «Erschließung des Alpsteins» bot. Der originelle Karl Neff wußte anschaulich vom Volksbrauch der «Trägi» zu berichten und führte u. a. als Beispiel für die «freiwillige Fron» vieler Helfer den Hof seines Urgroßvaters Johann Anton Inauen-Ebnetter in Brülisau an. Dieser «Badistlis-Seppe-Hannes-Toni» bauerte mit «Fleiß, Begabung und Gfell». Wenn er aber sein Bergheu von der Fählenalp zutal bringen mußte, reichte die Mitarbeit seiner acht Söhne und vier Töchter nicht aus, und so halfen ihm eben 50 bis 60 Mann bei dieser Trägi über das Plattenbödeli zur «Heemet». Mancher dieser Mannen mochte sich fragen, wo denn der Abfluß des Fählen- und des Sämbtisersees sei, denen kein Bach entfließt. Hermann Eugster berichtete im Appenzeller Kalender von der Färbung dieser Bergseen, welche den unterirdischen Abfluß in Bäche des Rheintals ergab. Und so könnten wir noch etliche wissenschaftlich wohlbegründete und doch volkstümlich gehaltene Studien erwähnen. Wir sehen uns aber dieser Aufgabe durch ein Verzeichnis enthoben, das der Redaktor Hermann Meili für die Kalender 1920–1966 anlegte*. Diesem geistigen Betreuer, der selber ein verdienter Heimatforscher ist, haben wir es zu verdanken, daß der Leser auf faßliche Weise an den neuen Einsichten der Wissenschaft teilhaben darf. Der Kalender bot damit eine Erwachsenenbildung, ehe dieser Ausdruck zu einem Leitwort geworden war. Zugleich hat er seinen Kalender in nimmermüdem Einsatz

beträchtlich aufgewertet und das bloß Wunderliche zugunsten des Wissenswerten zurückgedrängt. Daß dabei das Wunder der Schöpfung in all ihrer Schönheit fortbesteht, erkennt man, wenn man zum Beispiel sein Lob des Silsersees vernimmt, an dessen Ufer einst der Komponist Hermann Sutter das lichtvolle Oratorium «Le Laudi di San Francesco d'Assisi» anstimmte. Ein weiterer Beitrag Hermann Meilis zeigt uns, welche Bedeutung «der Baum in Geschichte und Volksbrauch» hatte; in diesem Artikel ist vom schützenden Holunder, vom Maibaum und von der Gerichtslinde die Rede. Möge auch der Appenzeller Kalender im Pressewesen unseres Volkes wie ein gesunder Baum weiterwachsen, blühen und Früchte tragen! Dann wird sich weiterhin erfüllen, was der Gottesgelehrte Karl Gerok (1815–1890) in seinem Gedicht «Der Kalender» wünschte. Greifen wir zwei der im Appenzeller Kalender nachgedruckten Strophen heraus:

Kennst du das Buch mit schlichten Blättern,
Verbreitet wie das Bibelbuch?
Es trägt in schwarz und roten Lettern
Manch ernstes Wort, manch heitern Spruch.

Man kauft's durch aller Herren Länder.
Du selber hast es doch zur Hand:
Gott spricht zu dir auch im Kalender –
Drum brauch und lies ihn mit Verstand!

* Aus Einzelbeiträgen hat der Verlag des Appenzeller Kalenders in Trogen zwei willkommene Sammelbände zusammengestellt.
Hans Lehmann: Aus der Kulturgeschichte der Heimat.
Hermann Meili: Burgen, Schlösser und Burgeschlechter der Ostschweiz.

Das neue Rorschacher Seeaufschüttungsgelände.
Photo Walter Baer.

